

Bucher, Gudrun: Abenteuer Nordwestpassage. Der legendäre Seeweg durch die Arktis. – Darmstadt: Primus 2013. – 224 S., Tab., Abb., Karten, Fotos. – ISBN 978-3-86312-335-2. – € 24,90

Gleich zu Beginn muss klargestellt sein, dass zwischen dem Erscheinen dieses Buches und dem Erscheinen dieser Rezension ein wichtiges geopolitisches Ereignis eingetreten ist, welches das neu aufgekommene Interesse an der Nordwestpassage verdeutlicht: Im September 2014 fanden die Kanadier vermutlich eines der beiden seit 1845 verschollenen Schiffe der letzten Expedition von *Sir John Franklin*, die auf der Suche nach einem schiffbaren Weg vom Pazifik in den Atlantik mit Mann und Maus verloren gegangen waren. Wieso dieser Fund geopolitische Bedeutung hat, wird bei der Lektüre *Gudrun Buchers* Werk klar: Seit jeher streiten sich die USA und Kanada über den Status dieser Gewässer – mit dem Fund eines der Schiffe der Franklin-Expedition steigen die Chancen von Kanada, diese Gewässer als Binnengewässer von Kanada zu betrachten und von einem allfälligen zukünftigen Schiffsverkehr durch die Nordwestpassage zu profitieren. Grund dafür ist, dass *Franklin* unter britischer Krone segelte, und Kanada deren Rechtsnachfolger ist. Ein Anspruch auf die nationale Hoheit über die Nordwestpassage wäre aber nur möglich, wenn nachgewiesen werden könnte, dass die damals noch nicht komplett entdeckte Nordwestpassage 1845 zum britischen Imperium gehörte.

Gudrun Bucher studierte Ethnologie, Vor- und Frühgeschichte und Geologie, ein Hinweis, den man nur auf dem Schutzumschlag des Buches findet, der aber für Leserinnen und Leser aus dem geografischen Umfeld gut zu wissen ist: Das Buch wird nämlich genau da spannend und interessant, wo der ethnografische Bezug zur einheimischen Bevölkerung der Arktis hergestellt wird und zu deren Interaktion mit den fremden Seefahrern, die vergeblich in vielen Anläufen nach der Nordwestpassage gesucht haben. *Bucher* erklärt auch, wieso der Sammelbegriff „Eskimo“ weiterhin verwendet wird: weil die Nennung aller Volksstämme der Eskimos sehr umständlich ist und neue Probleme mit sich bringt, wenn Europäer zum Beispiel die Inupiat in Alaska fälschlicherweise als Inuit bezeichnen.

Das Buch beginnt im 16. Jahrhundert, als die Suche nach einem kurzen schiffbaren Weg nach China breites Interesse erlangte. Die ersten vier Kapitel widmen sich dementsprechend der Situation und Entwicklung der Suche im 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert.

Lange war man der Überzeugung, dass hinter einem (Pack-)Eisgürtel im Norden ein eisfreies Polarmeer liegen müsse, das eine direkte schiffbare Verbindung nach China erlauben würde. Im 19. Jahrhundert war *Franklin* zwar bei weitem nicht der einzige, aber wegen seines mysteriösen Verschwindens vermutlich in der breiten Bevölkerung der bekannteste Seefahrer, der nach der Nordwestpassage gesucht hat. Das ganze 5. Kapitel widmet sich der „vergeblichen Suche nach *Franklin*“. Im 6. Kapitel wird der erfolgreiche Abschluss der Suche durch *Roald Amundsen* behandelt, gefolgt von dem ausgezeichneten Kapitel 7 über „Menschen der Nordwestpassage“ und Kapitel 8 zum „Neuen Interesse am kurzen Seeweg“, das – wie einleitend ausgeführt – durch die aktuelle Entwicklung spezielle Aktualität erlangt hat. Der Hauptaspekt des 8. und letzten Kapitels ist aber mit der ebenfalls nur auf dem Schutzumschlag erwähnten Aktivität der Autorin als Begleiterin von Expeditionskreuzfahrten in die Arktis am direktesten in Verbindung zu bringen.

Wer bereits englischsprachige Bücher zum Thema – oder den Bericht der früheren Expedition von *Franklin* (1819–1822; „Ins arktische Amerika“) – gelesen hat, wird rasch feststellen, dass die ersten Kapitel eine Aufarbeitung der meist in englischer Sprache vorliegenden Literatur sind und entsprechend kurz und prägnant zusammengefasst werden mussten. Die Autorin versteht es auch da, die wesentlichen Aspekte der geopolitischen Interessen an einer schiffbaren Nordwestpassage herauszuarbeiten – und vor allem auch die nicht unproblematische Interaktion mit den Geldgebern der Expeditionen zu erläutern und erklären. Die „spannend“ erzählte Geschichte – die der Schutzumschlag verspricht – ist aber am eindeutigsten in Kapitel 7 über die „Menschen der Nordwestpassage“ zu finden, wo die Ethnologin aus dem Vollen schöpft und viele Gesichtspunkte, die einem physischen Geografen eher weniger bekannt waren, ausleuchtet: so zum Beispiel die unsäglichen kanadischen Umsiedlungen der Eskimos, die in keiner Art und Weise darauf Rücksicht nahmen, dass Inuit, die auf Karibujagd und ein Leben mit Holz spezialisiert waren (also mit Holz feuerten, und nicht mit Tran) in der waldlosen Tundra nicht in der Lage waren, sich von Eisbärenjagd und Robbenfang zu ernähren.

Insgesamt kann das Buch jeder und jedem empfohlen werden, die/der eine ausgezeichnete Übersicht über das Thema „Nordwestpassage“ in deutscher Sprache lesen will. Namentlich Teilnehmern einer Expeditionskreuzfahrt in die Arktis kann das Buch als

Pflichtlektüre empfohlen werden. Geopolitisch wirkt das Thema allerdings höhere Wellen in den USA, die in keiner Art und Weise auf eine allfällige kommerzielle Nutzung der Nordwestpassage vorbereitet sind: Es gibt keine Tiefseehäfen in Nordalaska, und die USA besitzen bloß ein bis zwei Eisbrecher (je nachdem, wie man denjenigen, der jeweils in Reparatur ist, mitzählt, wie ein Kommentator in Alaska* kritisch anmerkte), Kanada hingegen deren sechs und Russland mehr als 30. Und an China wagt gar niemand zu denken.

Werner Eugster (Zürich)

* Fairbanks Daily News-Miner, Editorial vom 21. Mai 2014: „The race for the arctic oceans: Alaska can't afford delays in evolving shipping lanes off its north coast“

Günzel, Stephan (Hrsg.) unter Mitarbeit von **Franziska Kümmerling: Lexikon der Raumphilosophie.** – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2012. – 472 S. – ISBN 978-3-534-21931-5. – € 79,90

Mit einem kurzen Blick auf die Behandlung des Themas „Raum“ im achten Band des „Historischen Wörterbuchs der Philosophie“ von 1992, mit einem Seitenblick auf den Eintrag „Raum“ im fünften Band der Enzyklopädie „Ästhetische Grundbegriffe“ von 2005 sowie im „Wörterbuch der philosophischen Metaphern“ von 2007 begründet der Herausgeber *Stephan Günzel* die spezielle Zielsetzung des hier zu besprechenden Lexikons: Sich nun *erstmal*s der Einsicht zu stellen, „dass Raum eben nicht in *einem* Begriff aufgeht; vor allem aber [...], dass Raum nicht in einem *Begriff* aufgeht“ (11). Dies zieht Konsequenzen nach sich. Etwa diejenige, dass sich die Philosophie auf kulturell-kontextueller Basis auf eine neue, offen-pluralistische Interdisziplinarität einlassen sollte. „Denn Räumlichkeit ist nicht bloß ein Aspekt, sondern selbst eine Gesamtsicht. Hierfür ist es also unabdingbar, dass Raumforschung sich nicht nur auf mathematisch-physikalische, sondern auch auf architektonische, geographische, historische, kulturwissenschaftliche, künstlerische, literarische, psychologische, soziologische etc. Erkenntnisse stützt, ohne dabei eine Perspektive von vornherein zu priorisieren.“ Unmittelbar im Anschluss daran heißt es: „Zuletzt zeigt gerade eine geschichtliche Betrachtung, dass Räumlichkeit von sich wandelnden Vorstellungen begleitet wird, die nur teilweise miteinander kompatibel sind und sich so auch nicht in *eine* Geschichte fügen lassen, sowie vor allem: dass es nicht die historischen

Kontexte und Bedingungen sind, die sich aus dem Begriff ergeben, sondern dass dieser erst durch sie verstanden werden kann“ (12).

Damit aber wird klar, dass eine jede ahistorisierende Herangehensweise – egal ob logisch, mathematisch, klassisch-naturwissenschaftlich, begriffs- oder transzendentalphilosophisch – nachrangig werden muss. Die neue raumphilosophische Pluralität und Interdisziplinarität spielt sich in einem soziokulturellen, psycholinguistischen, kulturhistorischen, lebensweltlichen Rahmen ab. D. h. es wird schließlich doch eine Perspektive priorisiert: die kulturwissenschaftliche – die, wohlgemerkt, immer noch offen genug ist, um unzählige Methoden, Disziplinen, Sichtweisen zuzulassen. M. E. besteht genau in dieser offenen Priorisierung eine Stärke des hier vorliegenden Lexikons, das, gerade deshalb, den *cultural turn* mit bedenkt und eine neue kulturwissenschaftlich fundierte Raumphilosophie ermöglicht. So wundert es auch nicht, dass der *cultural turn* unter dem Aspekt der Wende zum Raum besonders differenziert betrachtet wird (vgl. die Lemmata „Spatial Turn“, 380f., „Topographical Turn“, 412f., und „Topological Turn“, 414f.).

Dementsprechend pluralistisch erfolgt die „lexikalische Darstellung [...] im Ausgang von Konzepten, Phänomenen, Begrifflichkeiten und auch Schlagworten einer – zunächst durchaus fachlich lokalisierten – Debatte über die interdisziplinäre Untersuchung, den Aufriss des Problemfeldes, die Nennung zentraler Positionen und Untersuchungsgegenstände sowie mit einem Überblick über Rezeptionsverläufe oder Gegenpositionen, mit Verweisen auf zugrunde liegende und weiterführende Literatur. Die Namensgebung der Einträge orientiert sich an einem zentralen Stichwort, einem dezidierten Fachterminus oder auch einer Sachbezeichnung“ (12).

Dieses Verfahren bedingt eine gewisse Disparität der Lemmata. Um einen Eindruck davon zu vermitteln, schlage ich das Lexikon beim Buchstaben „I“ auf, liste die Schlagwörter, eines nach dem anderen, komplett auf. In Klammern füge ich jeweils den/die entscheidenden Theoretiker und/oder die dort vorherrschende/n wissenschaftliche/n Disziplin/en an: „Idiorhythmie“ (*Roland Barthes*, Poststrukturalismus), „Ikonotop“ (Kunstwissenschaft), „Illusion“ (Kunstwissenschaft), „imaginäre Geographie“ (*Edward Said*, Literaturwissenschaft, Soziologie), „Imaginäres“ (*Sartre*, Phänomenologie, *Lacan*, Psychoanalyse, Medienwissenschaft), „In-sein“ (*Heidegger*, *Merleau-Ponty*, *Bachelard*, Phänomenologie), „Index“

(*Peirce*, Semiotik, Kunstwissenschaft), „Innen“ (*Heidegger*, *Merleau-Ponty*, Phänomenologie, *Sloterdijk*), „Insel“ (Literatur-, Kunst- bzw. Utopiegeschichte), „Intentionalität“ (Phänomenologie, analytische Philosophie), „Intervall“ (Kulturgeschichte, Japanologie), „Intimität“ (*Luhmann*, *Giddens*, *Sennet*, Soziologie), „Ironie“ (Kunst- und Literaturgeschichte), „Irrfahrt“ (Kulturgeschichte, Medienwissenschaft).

Soweit alle Einträge unter dem Buchstaben „I“ (182-192). Damit kein falscher Eindruck entsteht, sei angefügt: Selbstredend gibt es auch einige naturwissenschaftliche Lemmata, z. B. „Fraktal“ (127f.), „Kausalität“ (201), „mathematische Räume“ (245f.), „Quant“ (321f.), „Symmetrie“ (398f.). Doch auch diese Lexikonartikel gehen auf die Gewordenheit und Historizität der jeweiligen Konzepte ein – und zollen so der kulturwissenschaftlichen Ausrichtung Tribut.

Man sieht: dass und wie der pluralistische Ansatz des Lexikons immer wieder in Gefahr gerät, sich in einer gewissen Disparatheit und Beliebigkeit zu verlieren – und auch vom Raumbezug und der Räumlichkeit abzugleiten. Natürlich könnte man sich fragen: Wieso haben Stichwörter wie „Imaginäres“, „Index“ oder „Ironie“ hier Eingang gefunden? Hätte es nicht raumphilosophisch relevantere Punkte gegeben? Etwa „intersubjektiver Raum“, „Inszenierung“, „Introjektion“ oder auch „Industrialisierung“? Oder: Wieso der blasse Begriff „In-sein“ und nicht gleich das raumphänomenologisch weit verbreitete, relevantere und gehaltvollere „In-der-Welt-sein“? Man könnte so fragen. Ich weiß: Im Nachhinein ist es, gerade in Bezug auf ein so vielschichtiges und weit verzweigtes Themenfeld, immer leichter, etwas besser zu wissen. Deshalb möchte ich (hier und weiter unten) diese nicht unwichtige Frage zwar gestellt haben, aber auch nicht allzu breit walzen – im gleichen Zuge aber darauf hinweisen, dass ich den Versuch solch einer pluralen interdisziplinären Stichwortgebung im Ganzen als sehr gelungen empfinde. Gerade die Vielfältigkeit (aber eben nicht Beliebigkeit) der Themen könnte mit dazu beitragen, dass dieses Lexikon zu einem oft verwendeten Handbuch und Arbeitswerkzeug wird. Auch wenn – wie sollte es bei einem so zukunfts-offenen Ansatz auch anders sein – noch nachzubessern sein wird. Es würde in diesem Sinne gut zu diesem Lexikon passen, wenn es vom Herausgeber und Verlag als eine Art „work in progress“ gesehen wird, das von Neuauflage zu Neuauflage wachsen und sich wandeln darf.

Das Lexikon sammelt und konzentriert wichtige raumphilosophische Begriffe. So sind etwa viele

klassische Topoi zu finden: „Aura“ (*Benjamin* et. al.; 37f.), „Bild“ (Urbanitätstheorie, Stadtplanung; 55), „Chora“ (Philosophie; 66), „Gestalt“ (Gestaltpsychologie, Morphologie; 150f.) oder „Landschaft“ (Kunstgeschichte, Philosophie, Cultural Landscape Studies; 226f.). Ebenso der wichtige, mit *Jakob von Uexkülls* biologischer Umweltlehre verbundene Schlüsselbegriff „Merkwelt“ (255f.). Aber auch „Ort“ (Philosophie; 290f.), „Ortlosigkeit“ (*Edward Relph*, *Yi-Fu Tuan*, *David Seamon*; Humangeographie/Phänomenologie; 292f.), „Ortsbindung“ (Umweltpsychologie, Humangeographie; 293), „Perspektive“ (v. a. Kunstwissenschaft; 302f.), „Projektion“ (unnachvollziehbarer Weise aber nur in kartographischer, nicht in psychologischer Hinsicht; 315f. – das psychoanalytische Stichwort „Übertragung“, 426, kann diesen Mangel nicht ausgleichen), „Topophilie“ (*Bachelard*, Philosophie; *Yi-Fu Tuan*, Humangeographie; 416f.).

Dargestellt werden ferner zentrale Termini aus der *Heideggerschen* Existenzialontologie (z. B. „Dasein“, 69f., „Geworfenheit“, 154; „In-Sein“, 185f.; „Lichtung“, 234f.), seines Bauen-Wohnen-Denken-Konzeptes („Brücke“, 63f.; „Gegend“, 135f.; „Geviert“, 153f.; „Wohnen“, 457f.), seiner Technikkritik („Gestell“ 152f.).

Genausowenig fehlen entscheidende Begriffe, die *Foucault* in die Diskussion gebracht hat: u. a. „Diskurs“ (81f.), „Dispositiv“ (83), „Heterotopie“ (172f.), „Heterotopologie“ (173f.). Die meisten der postmodernen oder postkolonialen Schlüsselbegriffe sind ebenso enthalten: z. B. „Deterritorialisierung“ (*Deleuze/Guattari*; 75f.), „Dislokation“ (82f.), „Drittraum“ (engl. „thirdspace“; *Henri Lefebvre*, *Homi Bhabha*, *Edward Soja*; 86f.), „Glokalisierung“ (*Roland Robertson*; 159), „Nicht-Ort“ (*Marc Augé*; 274f.), „Performanz“ (300f.), „Semiosphäre“ (*Jurij M. Lotman*; 369f.), „Semiotik“ (370), „Teleotopologie“ (*Paul Virillo*; 405f.), „Spur“ (*Barthes*, *Derrida*; 385f.) und „Zwischenstadt“ (*Thomas Sieverts*; Stadtplanung; 470f.). – Auch wichtige soziologische Termini fehlen nicht: „Gentrifizierung“ (139), „Intimität“ (*Anthony Giddens*, *Niklas Luhmann*; 190f.), „Segregation“ (365f.), „Sozialraum“ (*Bourdieu*; 378f.; merkwürdigerweise fehlt hier jeder Verweis auf das Buch von *Martina Löw* „Raumsoziologie“), „Soziometrie“ (*Georg Simmel*, *Bourdieu*; 379f.).

Kulturhistorische, kulturhermeneutische und kulturphilosophische Themen, die sich in der zeitgenössischen Diskussion einer gewissen Beliebtheit erfreuen und/oder zur Beantragung von DFG-Projekten herangezogen wurden und werden, finden sich eben-

so. Um einige herauszugreifen: „Erinnerung“ und „Erinnerungsort“ (*Maurice Halbwachs, Jan Assmann, Pierre Nora*; 103-105), kulturelles Gedächtnis bzw. „Gedächtnis“ (*Halbwachs, Assmann*; 134f.), „Passage“ (299f.), „Spazieren“ (hier auch „Flaneur“; *Benjamin et al.*; 381), „Zeitschicht“ (*Reinhart Koselleck*; 463f.). Was ich jedoch vermisse, sind kulturwissenschaftliche Schlüsselbegriffe wie „Memory Landscape“, „Mnemo-top“, „Mind Map“, „Objektivierung“ oder „Palimpsest“. Diese Begriffe sind im Diskurs wichtig, zu raumrelevant, um übergangen oder vergessen zu werden. Am meisten gilt dies vom Begriff „Kulturlandschaft“, der, nicht nur im Rahmen einer seit Jahrzehnten geführten Diskussion in der Kulturgeographie, in der Landschaftsarchitektur und Umweltplanung, ein raumtheoretischer Schlüsselbegriff ist; zudem ein Begriff mit vielfältigen Praxisbezügen (landschaftsästhetische Begutachtung im Rahmen von Umweltverträglichkeitsprüfungen, aber auch Kulturlandschaftsbegutachtung und -inventarisierung sowie Kulturlandschaftsdiskussionen im Vorfeld von UNESCO-Welterbe-Nominierungen etc.).

Der weit aufgespannte thematische Horizont dieses Lexikons führt u. a. auch dazu, dass Begriffe behandelt werden, die in der Raumtheorie nicht mehr, kaum oder noch zu wenig beachtet werden. Auch das ein entscheidender Vorteil des pluralistischen Ansatzes. Interessant ist etwa der Artikel „Fleck“, mit dem ein vergessener Topos aus *Otto Friedrich Bollnows* (sonst viel zu wenig beachtetem) Buch „Mensch und Raum“ erinnert und mit *Aleida Assmann* und *Friedrich Weltzien* neu zur Diskussion gestellt wird (120). Oder das Lemma „Geo-poetik“ i. S. einer (bei *Giambattista Vico* mythologisch und geohistorisch, bei *Kenneth White* und *Bruce Chatwin* ökologisch, bei *Franco Moretti* und *Barbara Piatti* literaturgeographisch motivierten) poetischen Topographie (144f.). Auch die Stichworte „Hodologie“ (*Kurt Lewin*; 176) und „Pfad“ (303f.) sind erwähnenswert. Und nicht zuletzt ein aufschlussreicher Terminus, der bisher aber völlig unbeachtet blieb: „Streifraum“ (395f.).

In diesem Zusammenhang ist auch der Artikel „Geophilosophie“ hervorzuheben, der von *Stephan Günzel* verfasst wurde (*Günzel* hat ja auch ein Buch mit dem gleichen Titel publiziert; Berlin 2001). Indem er ältere Ansätze aufgreift, kategorisiert und kritisch begutachtet, gelingt ihm etwas Seltenes: ein ausgewogener, sachlich-sondierender Umgang mit einem Thema, das dadurch, dass es von der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie erfasst und vermint wurde, ein schwieriges, schmieriges und gefährliches Gelände

geworden ist. So weist er sowohl auf die These der Überwindung der „Geographievergessenheit der Philosophie“ von *Deleuze* und *Guattari* hin als auch auf die Kritik *Lyotards* und *Lévinas* an *Heideggers* philosophischer und nationalistischer Mythisierung von Erde und Heimat (mitsamt ihrer Nähe zu nationalsozialistischen Konzepten). Mit einem Blick auf *John K. Wright* und dessen „Geosophy“ sowie einem Hinweis auf das Buch der angelsächsischen Sozialgeographen *Mark Bonta* und *John Protevi* „*Deleuze and Geophilosophy*“ (Edinburgh 2004) deutet *Günzel* abschließend an, wo angeknüpft werden könnte (143f.).

Generell fällt auf, dass *Günzel* und *Kümmerling* darauf achteten, dass es zu einer kritischen, differenzierten, dabei aber unaufgeregt-angemessenen Auseinandersetzung mit nationalsozialistisch ‚infizierten‘ oder vereinnahmten Begriffen wie „Geopolitik“ (145f.), „Heimat“ (170f.), „Lebensraum“ (230) kam. So fördern sie etwas, das schon lange an der Zeit ist: eine möglichst sachliche und ausgewogene Auseinandersetzung mit Themen, deren strikte Tabuisierung ihrer Aufklärung meist im Weg steht.

Weniger gelungen (und schnell gearbeitet) scheint allerdings der Artikel „Rasse“ zu sein, ebenfalls von *Günzel* verfasst. Zu fragen wäre hier auch, wieso der sachlichere und wissenschaftlichere, ethnologisch-kulturanthropologisch fundierte Begriff „Ethnie“ nicht behandelt wurde. Man hätte unter diesem Stichwort auch auf die Rassen- und Rassismusproblematik eingehen können. – Der auf *Leo Frobenius* und *Pater Wilhelm Schmidt* zurückgehende (nach wie vor diskussions- und kritikwürdige) Begriff „Kulturkreis“, der sich, von *Günzel* verfasst, ebenfalls im Lexikon befindet, kann einen Begriff wie „Ethnie“ nicht ersetzen. *Günzels* Aussage, dass der „Rassismus, wie er sich im 19. Jh. etabliert und im 20. Jh. zu einer Grundlage der NS-Ideologie wird, [...] zunächst [auf der] humanistischen Annahme [beruht], dass die zunächst phänotypisch und dann genotypisch festgemachten Unterschiede zwischen den nun sogenannten Rassen diese doch alle Menschen sein lassen, wie *Kant* 1785 in ‚Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse‘ darlegt“ (324), ist für mich nicht nachvollziehbar. Zum einen können m. E. Aussagen *Kants* in diesem Zusammenhang nicht einfach (ohne Kommentar oder Kontextbestimmung) mit einem Begriff wie „humanistisch“ belegt werden. Und wenn doch, dann bleibt die Frage, inwiefern der Nazi-Rassismus auf humanistischen Annahmen beruhen kann, wo doch die meisten „Humanismen“ und Humanisten kosmopolitische, univer-

salistische und in diesem Sinne menschenfreundliche, menschen-verbundene (und eben nicht rassistisch-selektierende) Ansichten vertraten – und genau deshalb von NS-Chefideologen wie *Alfred Rosenberg* und NS-Hofphilosophen wie *Alfred Baeumler* bekämpft wurden. Ich erinnere hier nur an zwei Aussagen: „Es gilt ein Abstreifen der Vorherrschaft des scholastisch-humanistisch-klassizistischen Schematismus zugunsten der organisch-rassistisch-völkischen Weltanschauung“ (*Rosenberg, A.* 1935: *Der Mythos des 20. Jahrhunderts.* – 49.-50. Aufl. – München: 693); „Der Ausländer, der eine Zeitlang mit gutem Willen unter uns gelebt hat, und dem etwas aufgegangen ist von der neuen Wirklichkeit des Nationalsozialismus [...], wird nach dem Humanismus nicht mehr viel fragen“ (*Baeumler, A.* 1937: *Der Kampf um den Humanismus.* – In: *Baeumler, A.*: *Politik und Erziehung – Reden und Aufsätze.* – Berlin: 57-66, hier: 57). *Günzel* würde mir wahrscheinlich erwidern, dass er doch explizit darauf hingewiesen habe, dass es sich hier um eine „Dialektik der Aufklärung“ handelte, von der v. a. auch „Vernunftphilosophen“ und Aufklärer wie *Kant* eingeholt wurden. Nicht umsonst habe er (*Günzel*) hier auch auf *Kants* Rassenhierarchisierung hingewiesen („die Race der Weißen“ sei die vollkommenste; alle Rassen würden schließlich „ausgerottet werden [...], nur nicht die Weißen“, so *Kant* in seiner „Anthropologie“); um dann klarzustellen: *Kant* „nimmt damit den dialektischen Umschlag in der Rassenlehre der Aufklärung vorweg: Naturalisierte Differenzen werden so in einem Prozess der Geschichte integriert, an deren Ende eine Auswahl stehen wird“ (324). Doch auch hier hilft m. E. der pauschale Hinweis auf die „Rassenidee der Aufklärung“ und deren „dialektischen Umschlag“ in eine Selektions-Historie nicht weiter. Denn so ein Hinweis erklärt zu viel und zu wenig zugleich. Zu viel: denn beinahe jeder nach-kantische Rassismus – ob nun faschistisch, nationalsozialistisch oder nicht – kann so erklärt werden. Zu wenig: weil das, was hier zu erklären gewesen wäre: wie es zu dem historisch einmaligen biologistisch-sozialdarwinistischen Radikal- und Ausmerzungsrassismus der Nazis kam und wo hier der ‚Umschlagpunkt‘ läge, ungeklärt bleibt.

Wie sich an diesem (und anderen) Artikeln zeigt, ist die Qualität der einzelnen Lexikonartikel schwankend. Immer wieder entsteht der Eindruck, dass manche Artikel sehr schnell – zu schnell – gefertigt wurden. Und dass auch – von der Einleitung über die Auswahl der Lemmata bis hin zum nicht vorhandenen Stichwort- und Personenverzeichnis – von Herausgebern und Verlag unter großem Zeitdruck gearbeitet wurde.

Bestätigt wird dieser Eindruck auch durch die (offensichtlich) maschinell erstellten Querverweise. So wird z. B. im Artikel „symbolische Form“ (der ebenfalls zu den eher oberflächlichen Artikeln gehört, da er zwar *Ernst Cassirers* wirkmächtige „Philosophie der symbolischen Formen“ erwähnt, nicht aber die [sie strukturierenden] vier großen symbolischen Grundformen: Mythos, Sprache, Kunst und Wissenschaft) auf die erfahrungs- und raumformende Symbolisierungsfähigkeit des menschlichen *Geistes* hingewiesen – mit einem Querverweis auf den Artikel „Geist“. Schlägt man nun unter „Geist“ nach, dann wird dort nicht das behandelt, was man gern erläutern möchte, etwa der neukantianisch-symboltheoretische Geistbegriff *Cassirers* oder auch der kulturhermeneutische Geistbegriff *Diltheys* (objektiver Geist), sondern etwas ganz Anderes: nämlich eine kurze Begriffsgeschichte des „Genius loci“: „Die Annahme eines Geistes an einem bestimmten Ort (lat. genius loci) geht auf die römische Mythologie zurück“ etc. (137 – das Lemma „Genius loci“ fehlt dagegen merkwürdigerweise im Lexikon). Von einem symboltheoretischen, hermeneutischen oder sonstwie philosophischen Begriff des Geistes ist dort nirgends die Rede. Solche regelrecht ‚sinnlosen‘ Querverweise finden sich in dem Lexikon des Öfteren. Sie bestätigen den Eindruck, dass man – anstatt für diese Arbeit einen verständigen Lektor engagiert zu haben – am falschen Ort gespart und ein unverständiges Computerprogramm benutzt hat.

Lese ich abschließend noch einmal quer durch das gesamte Lexikon, so fällt mir auf, dass gerade den phänomenologischen Ansätzen ein Platz eingeräumt wird. Längst nicht nur den strengeren *Husserlschen* (transzendentalphilosophischen) Ansätzen, sondern auch den von *Heidegger* existenzialontologisch und -ontisch inspirierten, den mit *Maurice Merleau-Ponty* und *Hermann Schmitz* eher leib- und wahrnehmungsphänomenologisch ausgerichteten, den existenzialistischeren Ansätzen eines *Sartre* und einer *Simone de Beauvoir*, den mit *Bernhard Waldenfels* postmodern informierten Zugängen und auch den humangeographischen und architekturtheoretischen Zugängen der englischsprachigen Tradition (*Yi-Fu Tuan, Edward Relph, Christian Norberg-Schulz, David Seamon* ...). Nicht dass diese phänomenologischen Ansätze dominieren (damit würde der pluralistisch-kulturwissenschaftliche Ansatz dieses Lexikons kippen), sondern dass sie *angemessen* vertreten sind: das ist das Positive und im Bereich der Raumtheorie (leider) nicht Selbstverständliche daran. Nicht selbstverständlich ist es, weil die Raumdiskussion seit Jahrzehnten un-

ter einer gewissen Vereinseitung krank: Der soziale Akteur und Produzent, seine Ziele, Konzepte und Konstruktionsleistungen stehen so stark im Vordergrund, dass daneben pathische und empathische Seiten des Subjektes, seine Wahrnehmungsfähigkeit und Rezeptivität, seine Fähigkeit des Ver- und Entgegennehmens, des Angemutet- und Gestimmtwerdens durch naturnahe, technische oder soziokulturelle Milieus, also alle Arten von leiblich-sinnlichen und kultursemantischen Prädisponiertheiten, Gewordenheiten, Suggestionen (allen Determinismus-Possibilismus-Debatten zuvor) oft in Vergessenheit geraten. Die ergozentrisch-konstruktivistische Betrachtungsweise ist überdominant, die pathozentrisch-genesiologische verkümmert, was – zumindest so lange die Raumtheorie den Anspruch hat, auch Lebensweltlich-Erfahrenes und -Widerfahrenes in den Blick bekommen und explizieren zu wollen – verhängnisvoll ist und die hie und da beklagte „Lebensweltvergessenheit“, „Leibvergessenheit“ – letztlich „Raumvergessenheit“ – der Philosophie mit bedingt (vgl. hierzu auch den Eintrag „Vergessen“, 436, der, unter Bezug auf *Jürgen Osterhammel* und *Karl Schlögel* ebenfalls die „Raumvergessenheit“ thematisiert – aber auf geschichtswissenschaftlicher Ebene).

Es ist in diesem Sinne sehr zu begrüßen, dass der Herausgeber und seine Mitarbeiterin jene lebensweltliche, wahrnehmungs-, leib- und gefühlsbezogenen Seite des Raumes miteinbezogen haben. Zahlreiche phänomenologische, humangeographische, umweltpsychologische und lebensweltsoziologische Einträge zeugen davon: „Blase“ (*Sloterdijk*; 57), „Blick“ (*Sartre, Lacan*; 57f.) „Emotion“ (*Bachelard, Elisabeth Ströker, Hermann Schmitz*; 94f.), „Gefühl“ (*Gernot Böhme, Bollnow*; 135), „In-Sein“ (*Heidegger, Merleau-Ponty, Bachelard*; 185f.), „Leib“ (*Merleau-Ponty, Hermann Schmitz, Bernhard Waldenfels*; 232f.), „Milieu“ (*Merleau-Ponty, Georges Canguilhem*; 258), „Synästhesie“ (*Merleau-Ponty, Helmuth Plessner, Erwin Straus*, 399f.), „Tiefe“ (408f.), „Wahrnehmung“ (444f.), „Werden“ (*Bergson, Deleuze, Merleau-Ponty*; 453f.). Gleichwohl sollte hier, bei einer Neuauflage des Lexikons, ein wenig nachgebessert werden; so fehlen etwa in der heutigen Diskussion wichtige und/oder unverzichtbare Begriffe wie „Lebenswelt“ (*Husserl, Schütz, Berger/Luckmann*), „gelebter und erlebter Raum“ (*Karlfried von Dürckheim*: „Untersuchungen zum gelebten Raum“, aber auch *Minkowski, Merleau-Ponty, Bollnow*), die von *Erwin Straus* in den „Formen des Räumlichen“ eingebrachte Schlüsselunterscheidung der „pathischen“ und „gnostischen Wahrnehmung“.

Ich möchte nicht schließen, ohne nochmals zu betonen: Dieses Lexikon ist ein wichtiges Arbeitsmittel und Handwerkszeug zukünftigen raumorientierten Philosophierens. Mehr noch: Es füllt eine entscheidende Lücke. Es leistet für die Profilierung einer noch jungen, kulturwissenschaftlich-interdisziplinär ausgerichteten Raumphilosophie unverzichtbare Arbeit. Daran ändert all mein Kritik nichts: Dieses Lexikon schafft eine Basis, die es bisher nicht gab – und fördert und stabilisiert so einen entscheidenden Diskurs, der, gerade weil er interdisziplinär geführt wird und werden muss, zwangsläufig zwischen den Disziplinen verläuft und damit oft genug in Gefahr gerät, zwischen den (Lehr-)Stühlen hindurchzurutschen und übergegangen zu werden.

Robert Josef Kozljanič (München)

Pfeffer, Karl-Heinz: Thailands vielfältige Landschaften. Geologie und Relief, Klima, Vegetation und Nutzung. – Stuttgart: Borntraeger 2013. – Schriftenreihe der Deutsch-Thaiändischen Gesellschaft e.V. 27. – 194 S., Tab., Abb., Karten, Photos. – ISBN 978-3-443-01077-5. – € 32,80

Der für seine Karststudien wohlbekannte Autor stellt in diesem Buch die Landschaften Thailands vor und erläutert ihre Entstehung vor dem Hintergrund von Erdgeschichte, Klima und den im 20. Jahrhundert überaus stark werdenden menschlichen Einflüssen. Wer in dem Buch ob seines Autors einen Schwerpunkt auf Karstfragen erwartet, wird eines Anderen, nämlich eines noch Besseren belehrt. Das Buch löst ein, was der Titel verspricht, sogar noch etwas mehr, als im Untertitel zu erkennen, hier dürfte getrost auch noch das Wort „Boden“ genannt werden.

Das Buch ist eine Art Landeskunde Thailands mit physisch-geographischem Fokus, einschließlich Landnutzungsfragen, ausgelassen werden andere sozioökonomische Aspekte. Es ist in vier Hauptkapitel gegliedert, mit folgenden Überschriften und Inhalten: 1. „Die Vielfalt der Landschaften“: Lage und Raumstruktur der Landschaftsräume (19 Seiten); 2. „Die Erdgeschichte – Fundament geökologischer Strukturen“: Geologie, Geomorphologie, Verwitterung und Bodenbildung (52 Seiten); 3. „Die heutige geographische Lage“: Klima, Hydrologie, Vegetation (52 Seiten); 4. „Der wirtschaftende Mensch“: Landnutzung und ihre Entwicklung (46 Seiten). Es schließen sich ein

ganz kurzer Ausblick und das angemessen umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis an. Drei Register, jeweils für Übersichtskarten und Tabellen, für Orte und für Sachbegriffe erschließen nutzerfreundlich die Inhalte des Buches.

Das Werk ist überaus reich mit farbigen (meist qualitätsvollen) Abbildungen, Fotos und Tabellen ausgestattet. Gegenüber diesen tritt der Anteil des Textes deutlich in den Hintergrund, zum Beispiel kommen im Unterkapitel über Verwitterung und Bodenbildung auf 18 Buchseiten nur drei Seiten mit Text. Der Autor zeigt aber, dass dies kein Nachteil sein muss, zumal die teilweise ausführlichen Abbildungsunterschriften und die Tabellen alles Nötige in konzis knapper Form zu vermitteln verstehen. Ein Bild, eine Karte sagt eben, wie bekannt, oft mehr als 1000 Worte.

Die Deutsch-Thailändische Gesellschaft, die den Band herausgegeben und in der Drucklegung un-

terstützt hat, will laut Klappentext mit diesem Buch alle „Besucher und Freunde Thailands ansprechen, die sich außer für Kultur und Bewohner auch für die Entwicklung und die geographischen Hintergrunddaten dieser außergewöhnlich abwechslungsreichen Landschaften Thailands interessieren“. Das Buch ist in der Tat gut geeignet zum Einstieg in die Vorbereitung von Exkursionen und anderen Reisen von Menschen, die über das heutzutage normale Maß hinaus eben auch die physisch-geographischen und Landnutzungsfragen in den Blick nehmen wollen; gewisse Vorkenntnisse freilich setzt der Autor voraus. Aber auch ohne konkrete Reiseabsichten in Richtung Thailand ist der Band sehr instruktiv, etwa zur Abrundung von in anderen Ländern Südostasiens gewonnenen Kenntnissen und Erfahrungen, so jedenfalls ging es dem Rezensenten, der dem Werk eine weite Verbreitung wünscht.

Reinhard Zölitz (Greifswald)